

Zeitschrift: Die Glocken von Mariastein
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 83 (2006)
Heft: 5

Artikel: Gott in der Welt erfahrbar machen : Erfahrungen aus einer unfertigen Berufungsgeschichte
Autor: Lischer, Gabriela
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gott in der Welt erfahrbar machen

Erfahrungen aus einer unfertigen Berufungsgeschichte

Gabriela Lischer

Ich erinnere mich gut an die Diskussionen, in denen es um die Frage ging, ob es heute weniger Berufene gäbe als früher, als die Klöster noch voll gewesen waren. Die Mutmassungen im kleinen Kreis, ob die junge Frau fürs Klosterleben berufen sein könnte oder nicht, sind mir noch präsent. Und schliesslich klingt die wohl als Trost gemeinte Aussage beim Klosteraustritt noch in meinen Ohren: «Ja, dann warst du halt nicht berufen.»

Sehnsucht nach Stille

Was aber ist denn Berufung?

Habe ich tatsächlich einen Knicks in meiner Berufung? Oder hatte ich mich darin geirrt? Gibt es solche, die eine Berufung haben, und solche, die keine haben? Ist Berufung etwas, das man besitzen und verlieren kann? So etwas wie ein Anruf Gottes, der einen unvermutet vom Himmel her trifft? Kann oder soll man für Berufungen beten?

Doch blenden wir zu den Anfängen meiner Berufungsgeschichte zurück.

Wir schreiben das Jahr 1989. Ich bin gerade eben 20 Jahre alt geworden und ins letzte Jahr meiner Ausbildung zur Kinderkrankenschwester eingestiegen. Es ist für mich eine eher schwierige Zeit. Die Ausbildung verlangt viel und die Zeit für das, was mir in den letzten vier Jahren immer wichtiger geworden war, ist viel zu knapp. Ich leide unter Sehnsucht nach Stil-

le, nach gemeinsamem Gebet und Meditation. Denn in diesen Zeiten erlebe ich jenen Moment wieder, der mich innerlich so gepackt hatte: die Begegnung mit Gott in der Anbetung. Langsam war da eine Verbindung mit dem gewachsen, der sich nicht fassen, aber erfahren lässt. Doch die Beziehung ist noch nicht so dicht, dass sie im Trubel des Lebens hätte durchhalten und durchscheinen können. An meinem 20. Geburtstag wird mir in einer Art Rückschau auf mein bisheriges Leben klar, dass ich mich ganz Gott verdankt verstehe und deshalb auch tun möchte, was er mit mir vorhat. Die Suche nach meiner Berufung beginnt.

Obwohl ich als Kind lange Jahre in meiner Heimatpfarrei ministriert und später als Lektorin, Kommunionhelferin und im Pfarreirat gearbeitet hatte, dachte ich damals nicht daran, einen Beruf in der Kirche zu erlernen. Es zog mich hingegen immer wieder ins nahe Benediktinerinnenkloster, wo ich Jahre zuvor die Haushaltungsschule absolviert hatte. Das gesungene Stundengebet, die Stille und Sammlung sprachen mich an; die Nonnen waren herzlich und ich fühlte mich angenommen. Bald begann ich selber zu Hause das Stundengebet zu beten und lernte den Rosenkranz beten – den ich bisher kaum gekannt hatte. In diesen Jahren wurde auch die Auseinandersetzung in mir immer konkreter, ob mein Weg im Kloster weitergehen könnte. Ja, es war gut, dort zu sein, aber da kamen auch die andern Stimmen und ich fragte mich: «Warum ich? Könnte Gott nicht jemand anderen fürs Klosterleben berufen?» Ich feilschte mit Gott und trotzdem sehnte ich mich danach, so zu

Gabriela Lischer (37) war von 1992 bis 2001 Nonne in einem Benediktinerinnenkloster. Zurzeit studiert sie Theologie in Luzern.



Ein An-Spruch, der die Welt verändert: «Du, folge mir nach!» Das Gemälde «Die Berufung des Matthäus» hält den Moment fest, da Jesus den Zöllner Matthäus in seine Nachfolge ruft. Rechts im Bild steht Jesus, begleitet von Petrus, und zeigt mit ausgestrecktem Arm auf Matthäus, der, in der Mitte der Gruppe links sitzend, erschrocken aufblickt und mit dem Finger auf sich weist, als wollte er fragen: Meinst du wirklich mich?

Das monumentale Werk misst 3,22 × 3,40 m und wurde geschaffen von Michelangelo Merisi (ca. 1573–1610), bekannt unter dem Namen seines Geburtsortes Caravaggio, gelegen zwischen Mailand und Brescia. Um 1600 malte er in der Kirche S. Luigi dei Francesi in Rom die dem heiligen Matthäus geweihte Seitenkapelle aus. Sein Malstil zeichnet sich aus durch dramatische Bildkomposition und kühne Lichtführung, durch religiöse Empfindung ebenso wie durch naturalistische Detailtreue. Damit wurde Caravaggio zu einem Wegbereiter des Barock.

leben. Berufung erlebte ich als Ruf eines Gottes, der die Übersicht hat. Eines liebenden, aber sicher auch fordernden Gottes – und dem hatte ich mich verschrieben. Im Frühling 1991 klärte sich das ständige Hin und Her und ich begann mich auf den Eintritt in einem Jahr vorzubereiten. In mir war die Gewissheit, dass das Kloster mein Weg, meine Berufung ist. Mein Umfeld war von meinem Entschluss, den ich für mich selbst gefällt hatte, keineswegs begeistert. Doch sie mussten vor der «Eingebung von oben» kapitulieren und einige dachten: Die kommt bestimmt bald wieder. So schnell sollte das aber nicht gehen.

Eine neue Welt und eine andere Welt

Die erste Zeit im Kloster war geprägt vom Einfügen in die neue Welt. Obwohl ich vorher oft Kontakt zum Kloster gehabt hatte, war vieles neu und gewöhnungsbedürftig. Eine Reflexion über meine Berufung fand in diesen Jahren kaum statt, hingegen die Auseinandersetzung mit mir selber in diesem Umfeld und mit dem jeweiligen Alltag. Als ich dann zwei Wochen nach meinen zeitlichen Gelübden, mit denen ich Gehorsam, Stabilität und klösterlichen Lebenswandel gelobt hatte, die Ausbildung zur Hauswirtschaftslehrerin auswärts in Angriff nehmen sollte, gab mir das schon zu denken. Ich fragte mich, wo denn dabei die viel gepriesene *stabilitas loci*, das Bleiben am Ort, und der klösterliche Lebenswandel blieben, wenn das einzig Stabile in den kommenden Wochen das ständige Hin- und Herfahren zwischen Ausbildungsort und Kloster werden würde. Ich realisierte relativ schnell, dass mit meinem Verständnis von Berufung und vor allem mit meinem Verständnis der Regel Benedikts und der Gelübde etwas nicht so ganz stimmen konnte.

Im Lehrerinnenseminar, das ebenfalls von Ordensfrauen geleitet wurde, lernte ich eine andere Welt kennen. Das Wissen, das ich vermittelt bekam, und die Wertschätzung meiner Person, der Umgang mit der grösseren Freiheit und gleichzeitig das Kennenlernen einer neuen Regelauslegung an Studientagen veränder-

ten meinen Blickwinkel auf mich, meine Umwelt, die Regel Benedikts und auch auf meine Gemeinschaft. Obschon dadurch die Verständigungsschwierigkeiten mit meinen Vorgesetzten im Kloster so richtig in Gang kamen, fühlte ich mich berufen, in diesem Orden und in dieser konkreten Gemeinschaft zu leben. Inhaltlich füllte ich diese Berufung kaum; es war halt das Klosterleben, so wie es sich bot. Nach dem Abschluss meiner Lehrerinnenausbildung fand ich mich sehr schnell in der klostereigenen Haushaltungsschule als Hauswirtschaftslehrerin wieder. Die Arbeit war vielfältig, ich hatte sehr grosse Freiheit in der Unterrichtsgestaltung, das Zusammenleben und Arbeiten mit den jungen Frauen fand ich interessant. Aber war das meine Berufung? Immer wieder fühlte ich mich zwischen Kloster und Schule hin- und hergerissen. War das, was ich zwar intellektuell gut leisten konnte, auch automatisch meine Berufung? Ich begann mich mit der Berufung inhaltlich auseinander zu setzen. An meiner Berufung fürs Kloster zweifelte ich dabei keinen Moment.

Der Bruch wird zum Aufbruch

1999 legte ich die «Ewigen Gelübde» ab. Ich erlebte mich von Gott so angenommen, wie ich bin, und es war gut so. Die Verständigungsschwierigkeiten waren damit allerdings nicht aus der Welt geschafft. Auch die sieben Jahre, in denen ich «Geduld haben» sollte, hatten nichts daran geändert, dass meine zumeist wesentlich älteren Mitschwestern und ich nicht dieselbe Sprache redeten und nicht von denselben Gottes- und Menschenbildern ausgingen.

In dieser schwierigen Situation begann ich mich immer mehr mit meinem Weg, vor allem mit jenem Weg, der in die Zukunft weiterführen würde, zu beschäftigen. Ich überlegte, was ich gesucht hatte, als ich ins Kloster eingetreten war, und gab mir Rechenschaft, was ich gefunden hatte. Mir wurde deutlich, dass einiges von dem, was meine Person ausmachte, hier nicht leben konnte. Meine Träume zeigten mir drastisch die innere und äussere

Enge auf, die mich bedrückte. Kurz gesagt, nach zwei Jahren zähem inneren und äusseren Ringen ging ich weg von der Gemeinschaft. Was war aus meiner Berufung geworden? Hatte ich mich geirrt? Habe ich sie verloren? In dieser Zeit gab es ein paar Sternstunden, die in mir eine andere Sichtweise der Berufung wachsen liessen, als ich sie bisher hatte. Ich kam zur Überzeugung: Berufung hört nicht an der Klosterpforte auf. Die Lebensform lässt sich nicht einfach mit Berufung gleichsetzen; es geht auch nicht nur darum, etwas Bestimmtes zu tun. Zu erklären, was ich denn genau als meine Berufung ansah, fiel mir allerdings schwer. Ich spürte, dass es etwas mit «mehr Leben» zu tun haben musste. Obwohl mein Leben, durch den Austritt von aussen betrachtet, einen Bruch erlitt, erlebte ich selber Kontinuität und Gottes Gegenwart darin. So paradox es klingen mag: Ich lebte auch darin meine Berufung weiter.

Berufung, ein Leben lang

Nach einem Jahr Arbeit im Pflegeheim begann ich mit dem Theologiestudium an der Universität Luzern. Mittlerweile habe ich mein achttes Semester abgeschlossen und starte in diesem Herbst mein letztes Studienjahr. Wie es nachher weitergehen wird, ist noch weit gehend offen; ein paar Ideen habe ich allerdings. Der «rote Faden», den ich in meinem Leben erkenne, hat damit zu tun, Menschen (und damit auch mir selber) zu «mehr Leben» zu verhelfen. Das kann auf vielfältige Weise geschehen. Der primär Handelnde dabei bleibt Gott – ich will versuchen, ihn erfahrbar werden zu lassen.

Parallel zur Entwicklung meiner Person hat sich auch mein Verständnis von Berufung verändert. Das lässt sich am eben Erzählten ablesen. Am Anfang war Berufung für mich ein Ruf Gottes «von oben»; eine Bestimmung weit gehend ohne konkreten Inhalt, verbunden nur mit einer Form, einer bestimmten Lebensform: berufen fürs Leben im Kloster oder fürs Leben in der Ehe oder ... Bald schon dämmerte mir, dass das nicht alles sein kann-

te. Die Schlussfolgerung: «Wer nicht so leben kann wie wir, ist nicht berufen», schien mir zu einfach. Immer mehr denke ich, dass Berufung etwas mit meiner Person zu tun haben müsste. Wenn Gott mich nimmt, wie ich bin, dann deshalb, weil er mich geschaffen hat. In mir sind Gaben Gottes, die gelebt und fruchtbar gemacht werden sollen: das ist Berufung. Heute glaube ich, dass Berufung noch weiter geht. Das Grundsakrament jeglicher Berufung ist die Taufe. In ihr geschieht die ganzheitliche «Überantwortung an Gott» und die Zuwendung Gottes zum Menschen. Der Mensch als Abbild Gottes. Die Antwort darauf ist die Nachfolge am Beispiel Jesu Christi. Das gilt für jede christliche Existenz – nicht nur für Ausgewählte. Nachfolge und Berufung machen das christliche Leben schlechthin aus. Wichtig ist dabei nicht so sehr der Rahmen, sondern der Inhalt. Mein Leben, ausgerichtet an Jesus Christus, so wie er sich in der Bibel zeigt und in mir und meinem konkreten Leben manifestiert, ist ein Leben nach dem Ruf Gottes. Das Ziel (sofern man überhaupt so denken soll und darf) jeder Berufung ist meines Erachtens, Gott in der Welt durch unser Sein, durch unser konkretes Leben sichtbar und erfahrbar zu machen. Was nichts anderes meint als der Satz in der Benediktsregel: «*Damit in allem Gott verherrlicht werde*» (RB 57,9).

Das gelingt da, wo ich entdecke, was Gott in mich hineingelegt hat, wo die personale Beziehung zu Gott lebt und sich mit meinem gesamten Leben verwebt. Es bedingt, dass ich offen und feinfühlig für Menschen und Situationen bin. Die Lebensform kann dazu Grundlage oder Hilfe sein – ein Rahmen, der mir hilft, das Bild Gottes und seine Nähe den Menschen erfahrbar zu machen. Ich meine – kühn gesagt – nicht die Lebensform ist die Berufung; die Berufung beginnt vorher und geht weit über eine bestimmte Lebensform hinaus. Berufung ist nicht – so meine ich heute – ein einmaliger Anruf, sondern ein ganzes Leben. Nicht etwas, das ich suchen soll, um es zu besitzen, sondern eine Ausrichtung, die ich stetig ertasten, im Gebet erhören und mit meinem Leben in Übereinstimmung bringen soll.